

500 Jahre Lommatzscher Pflege  
Ein Familienfest

Herausgegeben vom Förderverein für Heimat und Kultur  
in der Lommatzscher Pflege e.V.



Zuständig für die Durchführung der ELER-Förderung im  
Freistaat Sachsen ist das Staatsministerium für Umwelt und  
Landwirtschaft (SMUL), Referat Förderstrategie, ELER-Verwal-  
tungsbehörde.

**Impressum:**

1. Auflage 2017

Auflage: 350

Satz/Layout: **NOTschriften** Verlag Radebeul

Tel./Fax: 0351-838 69 89

info@notschriften.de

www.notschriften.com

Druck/Bindung: Bookpress.eu

# 500 Jahre Lommatzscher Pflege

Ein Familienfest



Erzählungen zur Geschichte einer Landschaft

von

Thomas Gerlach

mit Handzeichnungen von Thilo Hänsel

*Der Text folgt der alten Rechtschreibung. Der Autor verwendet sie als Stilmittel.*

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist eine Geschichte von – Menschen. Das wird oft vergessen. Als Schulstoff wird Geschichte zu einem Konglomerat aus Daten und Zahlen, die allesamt recht seelenlos bleiben. Manchmal erregt ein lokaler Bezug wie der folgende eine gewisse Aufmerksamkeit:

*Am 1. September 1517 wurde in einer Urkunde zum ersten Male der Begriff „Lommatzscher Pflege“ gebraucht.*

Lebendiges historisches Interesse aber entzündet sich vor allem an der Frage nach den handelnden Personen. Was also war das für eine Urkunde? Wer waren die Menschen, die sie niederschrieben? Was hat sie bewegt, dies zu tun? Die Geschichten dieser Menschen wollen erzählt werden.

Das ist das eigentlich Schöne an Geschichte, daß sie sich in Geschichten erzählen läßt. Da wird am Kamin zusammengerückt, das Feuer knistert, der Rotwein glüht im Glase und alles lauscht der Stimme des Erzählers: Es war einmal ...

Die folgenden Erzählungen nehmen das Jahr 1517 in den Blick. Streiflichtartig werden dabei von verschiedenen Seiten her Ereignisse angerissen, die aus der fernsten Vergangenheit bis in unsere Gegenwart reichen. Sie fußen auf dem aktuellen Stand der Forschungen, die Reinhard Spehr so schön zusammengefaßt hat.<sup>1</sup> Historisch verbürgten Persönlichkeiten, wie dem Domherren Heinrich Monich, dem Probst Simon Tausch oder dem Bauern Jacoff Myrisch, werden andere zur Seite gestellt, die, wie Frau Johanna und ihr Vater, der Scholzebauer aus Altsattel, erfunden wurden, weil es von den tatsächlichen Zeitgenossen keine Kunde mehr gibt. Leserin und Leser werden keine Mühe haben, beide auseinanderzuhalten. Sie alle werden in ihren Alltag hineingestellt, so wie er sich aus unserer Sicht ergibt, denn sicher wissen wir nur eines: Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist eine Geschichte von menschlichen Begegnungen.

Wir saßen damals nicht am Kamin, sondern auf der Terrasse vor der *Rosenei* tief in der Lommatzscher Pflege im Schatten der alten Eßkastanie. Alte Anhänglichkeit hatte uns dort hingeführt, vor allem Sonjas Wunsch, bei dem Wetter einmal rauszukommen. Es war Spätsommer, braun und gelb lagen die Stoppeläcker der *Kornkammer Sachsens* im Sonnenlicht. Seit mehr als siebentausend Jahren schon ist das sanftwellige Fruchthland mit seinen tiefen Böden, möglicherweise sogar ungebrochen, durchgehend besiedelt. Schon die ersten Bauern wußten: Das Land gibt reichlich, wenn wir es pflegen. Noch heute bedeutet der zunächst nur die Herrschaft und Verwaltung eines Gebietes bezeichnende Begriff *Pflege* so viel wie *Fruchthland*, *Ackerbaugebiet*. Sie wußten, daß sie säen mußten, um ernten zu können. Aber sie wußten auch, daß Wachstum in anderen Händen liegt. Mit spürbaren Konsequenzen hat der zu unserer Zeit erhobene Anspruch, Pflanzen *produzieren* zu können, dieses alte Wissen zu verdrängen versucht.

Im Laufe der Jahrhunderte hatte mal der Ackermann das Übergewicht in der Pflege, der, mit gesenktem Blick dem Pfluge folgend, Zwiesprache mit dem Boden hielt. Dann aber waren es auch die singenden und pfeifenden Hirten, die den Himmel lobten über sich und ihren Herden die saftigsten Gräser zu finden wußten. Sie konnten ohne einander kaum auskommen, die Sänger und die Pflüger, so ergänzten sie einander, als habe es die Feindschaft und den Neid zwischen den Brüdern nie gegeben. Seit deutlich mehr als tausend Jahren nun zeigt die Siedungslandschaft das uns geläufige Bild: Zahlreiche kleine Bauernweiler, meist malerisch in Tälern gelegen, aber manchmal auch herrschaftlich stolz einen Hügel krönend, prägen es bis heute.





*Zwischen Birgeln u. Schleinitz*

*Hitzig*

Dank der Gemeindezusammenführung darf sich die Ortschaft Birmenitz wie viele andere auch zur Stadt Lommatzsch zählen. Ihre wenigen Höfe finden sich vor den kalten Ostwinden geschützt liebevoll in eine sanfte Mulde eingebettet. Es ist kaum zu glauben, daß das Hundertseelendorf bis vor wenigen Jahren eine Gastwirtschaft zu ernähren vermochte. Noch wunderbarer aber erscheint es, wie eine mutige Wirtin dieser mit Hilfe historischer Rosen ein neues Leben gegeben hat.

Da also saßen wir im Gästegarten vorm Haus, ein leichter Wind wehte schon ein paar dürre Blätter vom Baume und erste kleine grüne Igel, Hitze und Trockenheit der letzten Wochen forderten ihren Tribut. Behaglich malmend zog gegenüber eine Schafherde wie eh und je späten und kärglichen Nutzen aus dem Stoppelfeld und ließ bröckelnd ihren Dank zurück: Landwirtschaft



war immer schon ein Geben und Nehmen. Denkmalgleich auf seinen Stab gelehnt stand der Schäfer am Rain; auch er könnte schon seit tausend und mehr Jahren dort stehen. Der Nachmittag breitete seine Trägheit über uns. Sonja schwelgte, hin und wieder an ihrer Eisschokolade nippend, in ihrem Stück Rosentorte. Ich hatte es mir mit einem Glase Rotwein bequem gemacht und schickte meine Gedanken hin über die historische Landschaft.

Wer hatte das Fruchthland entdeckt und die steinzeitlichen Bauern aus der Donauebene hier herauf ins Land der Hügel geführt? Wer hatte sie das Keramikbrennen gelehrt, wer das Birnenitzer Venusfigürchen geformt und warum? Was war aus den Jägerinnen und Sammlern geworden, die in den Jahrzehntausenden zuvor auch unsere Wälder und Offenlandschaften durchstreift hatten? Wer hatte auf dem Huthübel bei Steudten den Obelisken errichtet? Wer gar hatte den Orakelsee bewacht: *Glomaci*, die heilige Quelle, die der ganzen Landschaft den Namen gegeben und mit blutroter Färbung das Unheil angekündigt hatte, den Untergang der *Urbs Gana* und des ganzen Daleminzierlandes? Wo schließlich kommt der Name Daleminzien eigentlich her, wenn er, wie die Forschung übereinstimmend feststellt, aus slawischem Sprachgut nicht herzuleiten ist? Ist er älter? War demnach auch die ortsansässige Bauernschaft älter? Waren die Väter der Daleminzier des zehnten nachchristlichen Jahrhunderts also späte Germanen, die von der großen Wanderung zurückgelassen und ins Sorbische eingegliedert, *integriert*, worden waren?

Die Herrschaften kommen und gehen, die Bauern bleiben. Heute erst schwindet der Bauernstand, weil wenige Menschen genügen, auf großen Maschinen im Namen derer alles Land zu beackern, die den nährhaften Boden an Dieselfrucht verschwenden. Doch, auch wenn es längst nicht mehr um Grundnahrungsmittel geht, kann sich dem goldenen Leuchten der Felder im



Zur Eiche Birmeritz

Mai 2007

Mai keiner entziehen; das Gold war schon immer ein Symbol für den Überfluß.

Mit dem Fall Ganas im Winter 928/29 jedenfalls endete die Herrschaft der heidnischen Sorben über das Daleminzierland. Die Bauern konnten bleiben unter den neuen Herrn in ihren kleinen rundlichen Dörfern, später kamen neue, andere hinzu. Sie wurden von Meißen, dann auch von Lommatzsch aus gelenkt und bauten andere, größere Dörfer und sprachen die Sprache der Sieger.

Die Geschichtsschreiber sind sich ausnahmsweise einig darin, daß König Heinrich Vogelherd mit der *Errichtung der Burg Meißen mitten im Sorbenland den Grundstein zur künftigen meißnisch-sächsischen Landesgeschichte gelegt* hatte.<sup>2</sup> Ist es recht, das Glück eines Volkes auf Vertreibung und Eroberung zu gründen? Nach mehr als tausend Jahren erübrigt sich die Frage, doch ist der Krieg mit Mord und Brand zu unserer Schande noch immer gegenwärtig – und ein Blick in unsere Kinderzimmer zeigt, daß sich daran so schnell nichts ändern wird. Was aber wäre wenn...?

Mit unerschütterlichem Gleichmut hat die Sonne noch über jedem Gemetzel gestanden, die gleiche Sonne, die in den letzten Wochen das Land ausgedörrt, uns aber diesen Tag so schön gemacht und uns auf unserem Weg über die sanften Hügel begleitet hatte und uns nun noch hier im Schatten wärmte.

Von Süden her, wo ich die Autobahn vermutete, war dumpf das Rollen großer Räder zu hören. Doch das Rollen schien lauter zu werden: ein Gewitter zog auf.

„Darfs noch ein Gläschen sein?“

Die aufmerksam mitfühlende Frage der Wirtin schreckte mich auf. Freudig wollte ich zustimmen, doch Sonja drängte zum Aufbruch, denn irgendwann sollte ein paar Kilometer wei-

ter noch ein Bus fahren. Die meisten Kaffeegäste waren inzwischen aufgebrochen. Es ging gegen sechs Uhr, die Wirtin freute sich auf den Feierabend. Da fielen die ersten Tropfen. Sie fielen hörbar und einzeln und waren so schwer, daß jeder von ihnen einem der Schafe den Tagesbedarf an Flüssigkeit hätte decken können. Und noch während wir mit Kissen und Gläsern nach drinnen flüchteten, brach es los: es regnete nicht, es stürzte Wasser vom Himmel, als wollte der die Dürre der letzten Wochen binnen kurzem ausgleichen. Da stand auch bald triefend und tropfend der Schäfer in der Türe.

„Es genügt, wenn die Hunde draußen bei den Schafen bleiben“, sagte er, während ihm das Wasser in Strömen von Hut und Mantel lief und breite Pfützen auf den Fliesen bildete.

„Gut, daß noch nicht gepflügt wurde“, meinte die Wirtin, „sonst hätten wir jetzt den ganzen Acker im Hof.“

„Der Boden gib’t’s her“, lachte der Schäfer, „der ist auch tiefer noch fruchtbar – ihr aber werdet irgendwann auf einem Hügel wohnen.“

„Du kannst Geschichten erzählen“, sagte die Wirtin und wurde ernst. „Eigentlich schließe ich ja jetzt gleich, fuhr sie etwas resignierend fort, aber so kann ich euch auch nicht ins Wetter schicken. Ihr ertrinkt mir ja unterwegs.“

Sie lud uns in die Gaststube, stellte Tee und Wein auf den Tisch.

„Wenn ihr uns Geschichten erzählt“, sagte sie, „gib’t’s auch noch ein Abendbrot, bis der Regen aufhört.“

Der Schäfer lachte.

„Der hält sich bis zum Frühstück.“ Er meinte den Regen.

„Auch das wird sich finden“, lachte die Wirtin zurück. Sie hatte ihren Optimismus wieder im Griff.

„Aber neu müssen sie sein“, die Geschichten, setzte sie hinzu, „und sie müssen in hiesiger Gegend spielen.“

„Es geht auf September“, begann ich, als alle saßen, und wies auf mein leeres Glas, „und das erinnert mich an eine Geschichte, die eng mit dem Namen der Landschaft hier zusammenhängt: An einem 1. September wurde sie besiegelt und darauf folgend am Sonntag nach Michaeli, also nach dem 29. September, der ja dem Erzengel Michael, dem Kämpfer gegen den Satan und Schutzpatron der christlichen Kirchen, gewidmet ist, sollte sie erfüllt werden. Sie formuliert den Willen eines Meißner Domherren zur Errichtung einer Stiftung. Die zugehörige Urkunde<sup>3</sup> ist erhalten geblieben und nennt zum ersten Male den Begriff „Lommetzer Pflege.“

Ich nahm noch einen Schluck aus dem Glase, das die treusorgende Wirtin mit Eifer füllte, bemerkte in den Augenwinkeln, wie Sonja dafür zu sorgen begann, daß ich auch zu essen hatte, und fuhr fort:

Wie das ausgehende fünfzehnte, war auch das beginnende sechzehnte Jahrhundert eine Zeit voller Widersprüche. Es muß eine sündenreiche Zeit gewesen sein, denn das Bedürfnis nach Buße war groß, und Ablasshändler, unter ihnen besonders ein Pirnaer Mönch, machten glänzende Geschäfte. Ein schon recht bald in aller Welt berühmter Wittenberger Professor geriet darüber in argen Zorn. Doch das war eine andere Geschichte.

Unsere Geschichte hat nun auch damit zu tun, daß es im Meißnischen Kreis schon seit einigen Generationen keine Juden mehr gab.

Ihr erinnert euch vielleicht, daß den Juden im Mittelalter die Ausübung sogenannter *ehrbarer* Berufe verboten gewesen ist. Sie mußten also sehen, wo sie blieben, und einige verfielen auf den nun wieder den Christen, wie heute noch den Muslimen, streng verbotenen Handel mit Zinsen und Geldern.

Ihres Geldes wegen genossen die Juden dann auch beim Adel einiges Ansehen. So konnten sie ihre Geschäfte unter fürstlichem, meist königlichem Schutz ausüben. Aber grad darum waren sie beim Volke als Wucherer verschrien und verhaßt gewesen. Immer wieder war es zu blutigen Pogromen gekommen, gegen die Kaiser und Papst zwar stets strenge Strafen verhängten, die sie aber so lange nicht ernsthaft verhinderten, wie das Geld im Lande blieb. Im Meißenischen hatte der Markgraf den Schutz der Juden in seine eigenen Hände genommen und sich, wie die Quellen zeigen, gut bezahlen lassen. Als aber 1349 eine Pest ausbrach, wurde den Juden die Schuld daran gegeben und dies zum Anlaß genommen, mit Mord und Brand über sie herzufallen. Am 7. März gleichen Jahres schenkte der Markgraf der Stadt Meißen den Jüdenberg. Das läßt darauf schließen, *daß bis zu diesem Tag auch die Meißener Judengemeinde vernichtet worden war.*<sup>4</sup> Die Vertreibung war gründlich. Spätestens ab 1465 hat es in der gesamten Mark Meißen keine Juden mehr gegeben.

Das Geld aber war geblieben. Mit ihm vollzog sich ein Wandel, der einmal als *frühbürgerliche Revolution* bezeichnet werden sollte und tatsächlich mit der endgültigen Abkehr von der Naturalwirtschaft den Kapitalismus der Neuzeit einleitete.

Da sich nämlich nicht nur der Adel, sondern auch die Kaufleute zunehmend auf Geld angewiesen sahen, wurden die Wechselgeschäfte stillschweigend legalisiert. Weil niemand anderes mehr da war, ders tun konnte, mußten Christen Zinshandel und Geldgeschäfte nun selbst übernehmen – und da sie es *mußten*, *durften* sie es auch. Und es geschah, daß es plötzlich Bürger gab, Kaufleute, die mit ihrem Geld zu den Spitzen der Gesellschaft aufrückten und dem Adel Konkurrenz machten.

*Das größte Unglück deutscher Nation, wettete der Wittenberger, ist gewißlich der Zinskauf. Er ist nit viel über hundert Jahre gestanden und hat schon fast alle Fürsten, Stifte, Städte, Adel und Erben in*

*Armut, Jammer und Verderben gebracht: Sollt er noch hundert Jahre stehen, so wär es nit möglich, daß Deutschland einen Pfennig behielte; wir müßten uns gewisslich untereinander fressen.*<sup>5</sup>

Das war deutlich genug, doch letztlich hat die Reformation, die ja im Herzogtum Sachsen erst 1539 durchgesetzt wurde, die einmal in Gang gekommene Entwicklung eher befördert. Das Aufblühen der Städte – auch die aus einem überregionalen Viehmarkt und einem frühen Wallfahrtsort an einer Kreuzung überregional wichtiger Straßen herausgewachsene Stadt Lommatzsch erlebte zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts eine Blüte, die den Bau des Rathauses und der großen Kirche ermöglichte – wäre ohne die Geldwirtschaft so nicht möglich gewesen.

War also nun der Wucher unter Christen in Gebrauch gekommen, so blieb doch noch lange Zeit ein Gefühl für das damit verbundene Unrecht erhalten, von dem nun abermals mit Geld sich freizukaufen, keine Gelegenheit versäumt wurde.

Und hier fängt die Geschichte, die ich erzählen will, richtig an:

### Das Jahresgedächtnis

Zu jener Zeit lebte in Meißen ein Mann namens Heiner Munck. Er kann auch Heinrich Monich geheißen haben – unter diesem Namen erscheint er später in der uns bewegenden Urkunde – oder Enricus Mönch, sogar Heinz Münch ist möglich, wir aber wollen ihn Heiner Munck nennen, auf daß uns niemand der Fälschung oder gar der üblen Nachrede wird bezichtigen können. Wir wissen, daß er das Damenstift in Mühlberg als Propst vertrat und als Domherr zum Meißner Kapitel gehörte, also eine Würde trug, die auch damals schon nach Adel oder Verdienst vergeben wurde.

Wir wissen ferner, daß ein Konrad gleichen Namens an der Jahna begütert gewesen. Und weil es uns recht in die Geschichte paßt, nehmen wir an, daß dieser Kuntz Munck der Vater unseres Heiner gewesen und im Vorjahr verstorben war. Wir stellen uns weiter vor, daß der Heiner Munck neben einigen Schwestern noch wenigstens einen jüngeren Bruder besessen haben mußte, drum er den Hof nicht erben konnte, und sich also vor Jahren schon eines anderen Erwerbs zu befleißigen begonnen hatte. Er hatte nämlich, glauben wir, da er ein munterer Bursche gewesen, wohlmeinende Fürsprecher gehabt und in Leipzig Theologie und Juristerei studiert, hatte sich dabei recht anständig bemüht, und, da die dortige Professorenschaft dem Domstift Meißen auf vielfältige Weise verbunden war, sich einen Weg nach Mühlberg und eben nach Meißen geebnet: Er war mit seiner Bildung geradezu prädestiniert für die juristische Beratung adliger Stiftsdamen, und von da dürfte der Schritt zum Domherrn nicht sehr groß gewesen sein.

Wir spekulieren weiter, daß Heiner Munck darauf verfallen war, durch eigene Geld- und Zinsgeschäfte sein knappes Salär ein wenig aufzubessern. Er hatte in Meißen Wohnung genommen, wo er gute Gelegenheit fand, *sein Geld für sich arbeiten* zu lassen. Er sagte von sich selbst, er treibe *einen, nun ja, milden Wucher, der niemandem schadet, aber allen nützt*. Dergleichen behaupten die Geldhändler bis heute. Das Geschäft lief einfacher, als ihr es euch denken könnt: Er verlieh eine Summe und erhielt sie an einem vorbestimmten Tage mit Zinsen zurück. Oder er kaufte für ein Weniges eine Schuld und kassierte dann Jahr für Jahr den Zins, beziehungsweise, wenn der Schuldner nicht mehr konnte oder wollte, das Pfand. Viele wurden arm dabei, aber um die geht es heute so wenig wie damals. Einige wurden reich, zu denen gehörte Heiner Munck.

„Reich“, pflegte er zu sagen, „was heißt schon reich?“ Er habe

sich lediglich mit der Zeit ein, wie er es nannte, *erckleckliches Pölscherchen*, geschaffen und war nicht zuletzt dadurch zu einigem Ansehen in der Stadt gekommen. Er ahnte, auch mancherlei Fluch auf sich gezogen zu haben, wovon er freilich nie einen ausgesprochen hörte. Nun hatte Heiner aber nicht nur Theologie studiert, er war auch ein wirklich frommer Mann, der den Sonntag heilighielt, regelmäßig zur Beichte ging und manche fromme Stiftung tätigte, die insbesondere auch den Armen zugutekam. Durch sein Geschäft, dem, wie er wußte, noch immer der Geruch des Verbotes anhing, von dem es sich erst vor wenigen Jahrzehnten hatte befreien können, sah er sich zu besonderem Eifer in dieser Hinsicht verpflichtet. Und da er es dabei an nichts fehlen ließ, durfte er hoffen, dereinst im Fegefeuer mit einiger Gnade behandelt zu werden.

Das baldigst anstehende Jahresgedächtnis für seinen Vater war ihm Anlaß zu Überlegungen über eine neuerliche Stiftung. Wohl hatte er schon im Dom den Grund für sein eigenes Gedächtnis gelegt, es konnte aber nicht schaden, nun auch noch die Augustiner Chorherren von St. Afra mit einer Stiftung zu verpflichten. Diese sollte in Würden und nach Üblichkeit seinem Vater gewidmet sein, und sie sollte ihn selbst und die ganze übrige Familie künftighin mit einschließen, die von seinen Geschäften zwar nicht betroffen war, aber ohne Zweifel auch so besonderer Fürbitte bedurfte. Der Weg durchs Purgatorium war kein leichter, und er brauchte die Hilfe der Lebenden. Schließlich waren sie eine Gemeinschaft und über den Tod hinaus in gegenseitiger Verantwortung.

So stieg er an einem späten Augusttage anno 1517, einen Quart Rheinwein in der Tasche – er hätte auch einen Malvasier<sup>6</sup> im Keller gehabt, der ihm aber für diesen Anlaß zu teuer war, kostete er doch gleich drei Groschen, während der andere für 18

Pfennige zu haben war – den Berg hinauf, um seinen Freund Simon Tausch aufzusuchen.

Simon Tausch war nicht nur Propst des Augustiner Chorherren Stiftes St. Afra, sondern auch der ansässige Stellvertreter des in Stolpen residierenden Bischofs von Meißen, damit ein für das Seelenheil der einheimischen Bürger wesentlich zuständiger Mann und schon deshalb ein Vertrauter Heiners.

„Gott zum Gruß, Bruder“, sagte er beim Eintritt, und stellte die Flasche Rheinwein auf den Tisch als handle es sich um einen Malvasier, während er sich in einer Serie von Höflichkeitsfloskeln erging. Der Propst erwiderte die Höflichkeit, zauberte, nicht ohne den Hinweis, daß das nicht nötig gewesen wäre, zwei Gläser auf den Tisch und fragte schließlich nach des Gastes Begehr.

„Mein Vater“, begann Munck, „der Herr hab ihn selig, es ist nun bald ein Jahr, daß er von uns ging. Sein Gedächtnis liegt mir am Herzen, und es soll so ausfallen, daß es neben dem Vater auch künftig letztwillig mir, meinen Geschwistern und sonstigen Anverwandten in der anderen Welt den Weg bereitet und von Nutzen ist. Auch sollen, wie es guter Brauch ist bei uns, die Armen bei dieser Gelegenheit gebührend bedacht und gesättigt werden, ohne meine eigene bescheidene Kasse über Gebühr zu belasten.“

Simon Tausch hatte aufmerksam zugehört. Es war dies eine seiner hervorstechenden Eigenschaften, die er schon als *plebanus*, als Stadtpfarrer hatte zu Nutz und Frommen seiner Schutzbefohlenen anwenden können: die Fähigkeit, zuzuhören und mit wohlgesetzten Worten Rat zu schaffen und Trost zu spenden.

„Ein wohlbedachtes Anliegen“, sagte er dann voll Herzlichkeit und nahm, nicht ohne ihn gelobt zu haben, einen kräftigen Schluck vom Wein aus dem Glase, „ein wohlbedachtes Anliegen,

dem zu folgen Ihr hier im Konvent an der richtigen Stelle seid.“ Dann entwickelte er seinen Plan. Mit jährlich sechs Rheinischen Gulden, einer der persönlichen Situation wohl angemessenen, zugleich aber, wie bekannt, für derlei Anliegen üblichen Summe, sollte sich das Ganze zum Segen Aller im besten Sinne lösen lassen: Vigilien, also Nachtwache, mit Wechselgesängen und Morgenfeier, Gedächtnis sowie Speisung und Kleidung der Armen.

„Kommt zu Egidii, Bruder“, sagte er, „dem Tage des heiligen Beichtigers und ich will mit den Meinigen die Sache besieghen.“ Er schenkte noch einmal ein, stellte die Flasche beiseite und machte sich bereit, noch ein wenig zu plaudern über Gott und die Welt, die es allemal wert waren, ausgiebig besprochen zu



werden, bevor der Gast zum Gehen sich wende. Insbesondere erörterten sie zu wiederholtem Male das Glück, daß weiland König Heinrich seligen Angedenkens, gleich sechshundert Jahre ist das her, unser Meißen erbaut und den Glauben an den Auferstandenen an die Elbe gebracht. Nicht zum ersten Male hatte er ja 928 die Feste Gana berannt, im Jahr zuvor noch war er nur mit knapper Not dem eigenen Tode entronnen. Dann aber hatte er die Daleminzier bezwungen, durch, wie der Chronist sagt, Hunger, Frost und Eisen hatte er die Herrschaft der Heiden für allemal hinweggefegt. Gemeinsam stellten sie sich vor, wie er sich gefühlt haben mag, der große Feldherr, als er neben dem Obelisk auf dem Huthübel stehend das Signal zum entscheidenden Angriff gegeben.

Es mußte wohl später, mutmaßte Munck, ein Gebot ausgegangen sein vom Könige, den Ort dem Vergessen zu überliefern, daß künftige Generationen keinen Widerstand daran entzünden könnten. Nur die Sprache der Sorben blieb noch für lange Zeit lebendig, es war noch keine hundert Jahre her, daß sie im Meißnischen verboten wurde. So war nun nur der Quell noch in Erinnerung geblieben und das im wahrsten Sinne merk-würdige Geschehen um ihn her, von dem nicht nur der Dörschnitzer Pfarrer viel Wunderbares zu berichten gewußt. Auch das wurde natürlich von ihnen bei jedem Zusammentreffen eingehend bedacht: daß Wasser in Blut sich wandle, oder wenigstens dessen Farbe annehme, mußte nach ihrer Überzeugung das vormalige Heidenvolk ordentlich in Bestürzung und um den Siegeswillen gebracht haben, was für des großen Königs Reiterei gewiss eine Erleichterung bedeutet hatte. Ein gelähmtes Volk ist zu ernstem Widerstand kaum fähig. Die beiden Herren wähten sich glücklich, in einer Zeit zu leben, die gebildet genug war annehmen zu können, daß sich das Phänomen durchaus vernünftig erklären



ließe – oder glaubt Ihr, daß Gottes Wille in einem Pfuhele sich offenbart? Solches behaupten zu wollen erschien ihnen beinahe als Lästerung.

Am vorbestimmten Tag, also am 1. September 1517 erschien Domherr Heiner Munck vorm Konvent und der folgende Vertrag wurde besiegelt:

*Simon Tausch, Propst, Magister Augustinus Hermann, Prior, und acht weitere Chorherren bekennen für die ganze Versammlung, daß wir von dem achtbaren und würdigen Herrn Heinrich Monich (alias Heiner Munck oder Enrico Mönch, wie wir wissen), Domherr zu Meißen, ersucht wurden, seinen letzten Willen und Seelengerät anzunehmen dergestalt, daß wir Herrn Heinrichs Eltern, Voreltern, Brüdern, Schwestern und allen aus seiner Familie jährlich ein Jahrge-*

*dächtnis am Sonntag nach Michaelis mit einer Nachtwache und am folgenden Montag einer gesungenen Messe zum Gedächtnis halten wollen, daß zu solchem Jahrbegängnis schwarzes oder graues Tuch soll gekauft werden und am genannten Tag armen Menschen, welche als bedürftig bekannt und an welchen solches wohl angewendet ist, ausgeteilt und durch Gott gegeben werde, auch soll ein Propst der Versammlung Essen und Trinken reichen für zwei Groschen zum Gedächtnis, so haben wir das Jahrgedächtnis angenommen, indem Herr Heinrich sechs Rheinische Gulden bei dem ehrenwerten Wolf von Schleinitz zu Ragewitz und seinem Lehnsmanne Jacob Mierisch in Grauswitz in der Lommatzscher Pflege, Pfarrei Staucha, durch Haupt- und Gunstbriefe an uns angewiesen und sich dieser verzichtend entäußert. Hierzu versprechen und geloben wir ect.*

*Gegeben in unserem Kloster zu Meißen 1517 am Tage Egidii des Heiligen Beichtigers.<sup>7</sup>*

Es machte dem Domherrn ein besonderes Vergnügen, daß er keine Not haben würde, das Geld selbst zu zahlen – die Augustiner waren veranlaßt, es sich bei den Gläubigern zu holen. Er selbst hatte keine zusätzliche Ausgabe, lediglich die Einnahmen würden etwas geringer ausfallen künftighin.

Ich lehnte mich im Stuhl zurück und nahm nun selbst einen kräftigen Schluck aus dem Glase.

Das also war sie, die Urkunde: fünfhundert Jahre Lommatzscher Pflege, wenn das kein Grund zum Feiern ist.

Der Schäfer warf einen Blick aus dem Fenster und lachte gleich wieder.

„Wir können getrost noch eine Weile erzählen“, sagte er. Die Wirtin erneuerte die Getränke, ging zur Tür und spähte hinaus. Ein Schwall feuchter Kühle drang herein.

„Nichts zu machen“, sagte sie, „ihr werdet noch schwimmen

müssen, wenns so weitergeht.“ Sie zündete ein paar Kerzen an. Es war das Wetter, das es dunkel machte im Raum, der Tag war noch frisch.

„Ich wollte schon immer mal wissen, wie das mit dem Namen zusammenhängt“, sagte sie, „fünfhundert Jahre: Das ist schon eine tolle Zahl. Gut, daß uns das Wetter drauf gebracht hat.“

Sonja schob mir einen Teller zu. Mit dem ihr eigenen Geschick hatte sie eine Reihe regionaler Köstlichkeiten angehäuft, Rotwein- und Klosterschinken, Elbtalsalami und herrliche Hausmacher-Leberwurst, alles auf wunderbar frischem Bauernbrot. Auch von dem reichen Grünzeug der Landschaft hatte sie in Form von Gurkenscheiben, Tomaten und Kohlrabi allerhand dazwischen gezaubert. Leider war die Zeit der köstlichen Kir-schen schon vorüber.

„Iß auch mal was und trinke nicht immer nur“, flüsterte sie mir zu.

Dann setzte sie sich gerade, schlug mit dem Löffel an ihr Tee-glas und sagte, „ich hätte da eine Geschichte, die recht gut zu der eben gehörten zu passen scheint, auch wenn sie vielleicht nicht ganz so eben verläuft. Vor allem zeigt sie, daß fünfhundert Jahre im Grunde gar nicht viel sind. Hört also zu“:

### Vom Geben und vom Nehmen

Eine fromme Stiftung ist der Anlaß, daß zu in Rede stehen-der Zeit die Augustinermönche, obwohl sie es besser wissen könnten, den Montag nach Michaeli als einen Festtag für Habe-nichtse ansehen.

Im Hof brennt ein Feuer, überm Feuer hängt ein großer Kes-sel und in dem Kessel kocht eine Suppe. Es ist eine nahrhaf-te Suppe. Für gut drei Groschen – dafür ist zu der Zeit schon

ein halbes Ferkel zu haben – sind da Markknochen am Sieden, und Schwarte vom Schwein und Haxen und Kopf, und das Fett trieft vom Löffel, daß es dem Koch das Wasser ins Maul treibt. Das Fleisch, nun gut, das war bei den Mönchen geblieben, aber im Ganzen entspricht die Suppe doch dem, was die Muncksche Stiftung verlangt. Das alles also kocht dort, um die Bedürftigen zu nähren. Und es ist Brot da zur Suppe, und Bier für den Durst, auf daß es an nichts fehle, wie da geschrieben steht, *ich war hungrig und ihr habt mich gespeist*. Auch Tuch ist angeschafft worden, graues Tuch, denn bunt durften es nur die Begüterten treiben und die Gaukler vielleicht, Tuch also, es den Bedürftigen, die sonst nichts hatten die Blöße zu bedecken, durch Gott zu geben, wie geschrieben wurde, denn der Winter steht alsbald zu erwarten.

Der Propst selbst, Herr Simon Tausch, steht mit der Kelle am Kessel und verteilt die Gaben und gibt noch manch gutes Wort gratis hinzu. Es ist noch einmal klar an diesem Tag, die Sonne spart nicht mit der Erinnerung an Wärme, nur Freude – so rechte Freude will zwischen Weibergekeif und Kindergebrüll nicht aufkommen dort im Hof.

Ein alterslos-schmächtiges Weibel hockt abseits auf einem Stein, eine Schüssel vor sich mit der fetten heißen Suppe, einen Krug Bier nebenher und einen Brotkanten, und sie beugt sich drüber und legt schützend den Arm drum, eifersüchtig schie-lend nach allen Seiten, obs ihr auch keiner neide, und löffelt mit Hast.

„Laß dir Zeit, Knopin, laß dir Zeit, sonst bekommts dir noch übel und hier nimmt keiner was weg.“

„Hier“, krähts zurück unter Schlürfen, „hier ist mir alles genommen, alles, Zins um Zins, alles, Mann, Haus und Kind.“ Unwillig fährt die Hand mit dem Löffel durch die Luft, alles genommen, alles.

„Was ist, Knopin, mit deinem Kind?“

„Hab kein Kind, singt der Wind, fort geschwind.“ Und hastig stürzt sie den letzten Tropfen Bier, gierig stopft sie das Brot in die Tasche, sorgsam birgt sie das Tuch unterm Rock.

„Leichentuch“, keucht sie, „Leichentuch ist für unsereins genuch.“ Gebeugt und mit kurzen, fahrigen Schritttchen huscht sie zum Tor hinaus, spuckt auch noch mal kräftig aus unterm Bogen, alles genommen, alles, alles ... Zins um Zins ...

Ein andrer drüben, so dürr wie lang, lehnt seine hagere Gestalt übern Tisch, streckt den Krug rüber und verlangt nach Bier.

„Eins ist genug, Bruder.“

„Bruder? Bin kein Bruder, hab kein Bruder, gib Bier!“

„Eins ist genug, wie ich sage.“

Splitternd fällt da der Krug zu Boden und die Faust ist am Kragen: „Da merk dir aber das Wort, Pfäfflein, wenn du heut Abend beim Wein sitzt und das Ferkel verdaust, von dem du uns hier das Dünne vorsetzt – eins ist genug – da möchte ich euch sehn, alle zusammen – eins ist genug – damit fangt ihr doch gar nicht erst an! Merk aber auf, es gärt überall, nicht nur im Bierfaß, und schnell kann’s gehen, Pfäfflein, da stehst auch du auf der anderen Seite des Tisches.“

Und er stößt den Verstörten vor die Brust, daß beinah ins Feuer er fällt, aber ein Mütterchen langt zahnlos nach Brot, die Suppe auszuwischen. „Sei dankbar“, lispelt sie, „Jessesmaria, sei dankbar, daß immer ein paar Hände aufgehen noch, ‘sist eh alles schlimm.“

„Dankbar?“ Der Dürre brüllt’s. „Dankbar?“

Das Geschiebe und Gedränge wird enger um den Kessel herum, Hunger und Verzweiflung lassen für Rücksicht keinen Raum. So wird auch der Dürre beiseitegeschoben. „Gib Ruhe, Bruder, stopf dir’s Maul und friss, aber halt’s Leben nicht auf!“



Da aber tönt Musik vom Tore her, wird's jetzt doch noch heiter? Eine Narrentruppe zieht ein, lustig klingen die Schellen, sie jubeln und singen und tanzen alles umring, Gaukler gaukeln, und im Nu haben sie ein Schlappseil gespannt drei Fuß überm Hof und einer tanzt da oben hin und zurück im Schwanken und Schaukeln, wie im Leben, auch zwei Dirnen sind dabei mit losen Miedern, und sie bestürmen den Propst: „Gib, was du kannst, Bruder, schön von unten, wo's Dicke ist!“ und greifen ihm zwischen die Beine hinein. Bruder Simon aber schreckt zurück und schaut und traut seinen Augen nicht. „Was wollt ihr denn hier, Jungfern, bedürftig seht ihr grade nicht aus“, er fängt sich, er weiß sonst ja auch umzugehen mit Schnorrern. „Ihr habt genug zum Bezahl'n unterm Mieder“ – „Leg noch drei Groschen drauf“, kreischt drauf die erste, „und ich will dir's bezahlen, wie du's gern hast, wenn du dich traust“, und die zweite dreht sich und hebt ihre Röcke und wedelt dem Herrn ihren bloßen Hintern entgegen. „Greif zu Bruder, immer greif zu!“ So belagern sie ihn und drängen ihn ab vom Feuer, bis zwei der ihren sich den Kessel greifen und mit Juhu und Hoho zum Tor hinaus stürmen, und der ganze Pulk Volks will hinterher, aber da ist das Seil, und alles stürzt übereinander und durcheinander und das Geschrei schwillt an zum Entsetzen der Brüder, aber es rappelt sich und alles rennt dem Topfe nach, das wird noch ein Hauen und Stechen.

„Seht aber“, ruft's da, und überm Hof steht plötzlich ein Stern, ein glühender Ball, feuerrot, der birst mit einem Knall und Hunderte Fetzen eines Leichentuchs segeln langsam zu Boden.

„Leichentuch“, singt's von irgendwo, „Leichentuch, ist dem armen Mann genuch...“ dann ist Stille.

Bruder Augustin, der Prior, lehnt sich erschöpft gegen das geschlossene Tor: „Herr Gott, gibt's denn keine Dankbarkeit mehr?“

Da tritt der Bruder Pförtner hinzu, weiß ist sein Haar, weiß der Bart und blass sind seine Augen, wässrig und blass.

„Erinnert Euch ans Gelesene, Bruder“, sagt er, „erinnert Euch an die Worte des Apostels: Geben ist seliger denn Nehmen. In jeder Armenspeisung steckt ein Stück Verhöhnung.“

Bruder Augustin, der selbst gern nimmt – keine fünf Jahre später wird ihn der Propst wegen Betrugs dispensieren – Bruder Augustin hat wenig Verständnis für solche Worte.

„Wer nähme nicht gern, was vor Augen liege?“

Der Propst aber, der redliche Simon Tausch, ist hinzugetreten bei diesen Worten.

„So hätten wir’s wissen können“, sagt er, „aber sollen wir’s lassen, darum?“

Langsam steigt er den Hof hinauf. Drüben am Brunnen stehen die Brüder beim Bierfaß, als hätten sie sich’s verdient.

Die Glocke ruft zum Gebet.

Einen Moment war es still in der Gaststube, nur das Wasser toste an den Scheiben, dann sagte die Wirtin: „Na, das ist ja ein tolles Bild, das du da vom Mittelalter malst – düster und rau, hast wohl beim Eulenspiegel abgeguckt?“

„Eulenspiegel? Düster?“ Sonja streckte sich, „mag sein, daß es rau ist, mag sein, daß es düster ist, aber es ist nicht toller als heute. Und natürlich ist es mein Bild, und von mir und von heute aus gesehen und gefärbt. Wir sagen nicht mehr Almosen, wir sagen heute Sozialhilfe. Keiner muß hungern, das ist ein Wert, um den uns die ganze Welt beneidet. Der Staat ist berechtigt stolz, daß er’s geben kann, wer’s aber nehmen muß, weil er sonst nichts hat und weil er, warum auch immer, nicht arbeiten kann oder will oder darf, wird böse mit der Zeit. Da braucht’s hin und wieder einen Eulenspiegel.“

Der Schäfer fand gleich wieder einen Grund zum Lachen.

„Dank für die Predigt, Madam, aber hast du auch das Vater-unser gebetet vorher?“ sagte er, und fügt hinzu, auf diese Weise habe der selige Martin Luther, von dem ja hier schon die Rede war, immer die Tiraden seiner Kätche zu unterbrechen gewußt.

„Zitierst du den öfter?“ fragte die Wirtin.

„Jetzt nicht mehr. Hab mal ein paar Semester Theologie studiert, aber jetzt bin ich wieder der gute Hirte.“

„Hat sich was mit *guter Hirte*“, warf ich ein, „als wirklich guter Hirte hättest du dein Viehzeug in Blitz und Gewitter nicht allein stehen lassen.“

„Das“, lachte nun wieder der Schäfer, „macht der schädliche Einfluß der Zivilisation.“

Damit war die Heiterkeit wiederhergestellt.

Inzwischen war es draußen wirklich dunkel geworden. Immer noch klatschten Wasserkaskaden gegen die Scheiben, immer noch fuhren wütende Böen in die Äste der alten Kastanie.

„Ich kann übrigens auch eine Geschichte aus meinem Metier beisteuern, wenn ihr wollt“, sagte der Schäfer, „sie wird, wie ich hoffe etwas heiterer sein.“ Die Wirtin füllte noch einmal die Gläser, und er begann:

### Die Dorfhochzeit

Es lebte aber zu der Zeit in Grauswitz ein Bauer und der hieß Jacob Miersch. Sein Name verband ihn mit tiefer Vergangenheit, es war ein sorbischer Name, der *Frieden* bedeutete, und das kam seinem stillen Wesen sehr entgegen. Er war der jüngste von fünf Geschwistern, hatte noch drei Schwestern und einen Bruder. Die Schwestern waren alle in solide Hände hier in der Nachbarschaft gekommen; wenn der Landwirt sich zu regen verstand

und haushalten konnte, hatte er durchaus gut zu leben hier im Land, und die Mädels hatten gelernt, zuzupacken. Der Bruder hatte günstig in einen ledigen Hof eingeheiratet, in Kiebitz, glaub ich, oder war's Stösitz? Oder vielleicht Ibanitz? Na, egal, der Boden hier ist überall und für alle gut. Jacob zählte dreißig Jahr, als sein Vater die Kräfte schwinden fühlte, ihm den Hof übergab und sich auf's Altenteil setzte. „Zum Hofkehren“, sagte er, „langt's noch, das übrige solltest du gelernt haben“. Und so ging das aufm Dorfe: sobald er einen Stand hatte, sobald das Einkommen sicher schien, konnte einer ans Heiraten denken, denn damals hatte Heirat noch mit Verantwortung zu tun. Und der Jacob dachte lange schon an nichts lieber als ans Heiraten, das könnt ihr mir glauben. Er war ja auch weiß Gott kein kleiner Junge mehr.

Es war im März, und am Tage brauchte ihn die Wirtschaft. Er mußte die Leute einteilen und dann selbst hinaus, denn dreieinhalb Hufen – das sind nach unserem Maß knapp 40 Hektar – wollten bestellt sein, und der Grundherr nahm Strafzins für jede grundlose Brache. Da war's gut, daß der Vater auf'm Hof war und dort nach'm Rechten sehen und Ordnung halten konnte. An den Abenden aber hatte Jacob Zeit bei einem Licht, sich die Mädchen vorzustellen, die er kannte in den Dörfern ringsumher. Doch er brauchte nicht lange zu überlegen, zu deutlich stand ihm die Johanna vor Augen, die Johanna Scholzin aus Altsattel, seine Äcker gingen in die Richtung. Da waren sie sich begegnet ab und zu, seit das Mädels mannbar geworden, und einmal – einmal hatten sie sich gegenüber gestanden im letzten Erntesommer. Er hatte ihren Duft gerochen, einen richtig schönen frischen Ernteduft nach Heu und Äpfeln, und er meinte, ihn jetzt noch in der Nase zu haben. Sie hatte ihm kurz in die Augen geschaut und dann die Blicke gesenkt, wie sich das schickt, und

aus'm Hals raus war ihr die Röte ins Gesicht gestiegen. Gesprochen hatten sie nicht viel, was soll man auch reden. Er hatte vergessen, was es war, aber der Klang ihrer Stimme hallte lange in ihm nach. Eine Zeit lang hatte der Jacob hernach unruhige Träume gehabt, Träume voller Lachen und Leben, die so ganz anders waren, als die Stille seiner Abende, und nachher folgte stets ordentlich Ärger zwischen seinen Beinen, und nun, da er Johanna aus der Ferne zu sich wünschte, kamen die Träume wieder.

Einmal sieht sich Jacob auf dem Schlag nach Altsattel zu seine Furchen ziehen. In ruhigem Auf und Ab folgt er seinen beiden Pferden, auf die er so stolz ist, da hört er plötzlich ein seltsames Singen und Pfeifen über sich. Er drückt sich den Rücken gerade, schaut auf und gewahrt ein Frauenzimmer über sich, das Johanna blonde Zöpfe hat, aber auf einem Schafbock reitend durch die Luft geflogen kommt. Der Wind ist ihr ordentlich unter die Röcke gefahren, Jacob meint, ihre Knie und sogar die Schenkel sehen zu können – was eine Ungeheuerlichkeit war, denn damals galt schon der unterm Rock vorblitzende Fuß als erregender Anblick. Die seltsame Reiterin saust über seinen Kopf hinweg und verschwindet jubelnd im nahen Wäldchen. Da läßt Jacob Pflug Pflug sein und Gespann Gespann; er läuft dem Jubel nach zwischen die Bäume hinein. Natürlich läuft er umsonst, nach verzweifelter Suche kehrt er müde zu seinem Pflug zurück, an dessen Baum inzwischen eine Rose erblüht ist.

Nach solchem Traum hatte es Jacob allmal schwer, wieder in den Schlaf zu finden.

Bis Ostern war dann die Saat ausgebracht und ein sanftroter Flaum zeigte sich allerorts über den Äckern. Nun galt es nur noch, auf gutes Wachstum zu hoffen. Dieses Hoffen und dieses Wachsen aber vergrößerten seine Unruhe. Da machte der Jacob eines Sonntags nach der Kirche einen weiten Umweg über



die Felder. Von Staucha lief er erst auf Prositz zu, wandte sich dann nach Ibanitz hinüber, holte sich hier im Kretscham mit einem Krug Bier und einem Schnaps etwas Mut und lenkte seine Schritte schließlich auf Altsattel zu. Die lebendige Freude, die der Blick über die sanftwelligen Äcker und deren erwachendes Grün in ihm auslöste, konnte freilich seine Unruhe nicht stillen. Je näher er dem Orte kam, umso langsamer ging er. Er schaute hier, schaute da und faßte sich endlich ein Herz und trat beim Scholzebauern auf den Hof. Die Hunde schlugen an, und er konnte nicht mehr zurück. Da stand auch schon der Scholzebauer in der Tür, hieß ihn willkommen und bat ihn ins Haus. Er bot Jacob einen Schnaps an auf den guten Sonntag und daß alles recht gedeiht; sie sprachen über die Saat und die Aussicht und das Wetter und das Viehzeug, und schließlich kam der Jacob zur

Sache: Er habe doch, Jacob, nun den Hof übernommen, und es liefe auch alles recht gut, die Saat gedeihe prächtig, nur fehle es eben an einer tüchtigen Hausfrau, und ja, da habe er eben, nun ja, da habe er an die Johanna gedacht. Er, der Scholzebauer, wisse doch als Nachbar, daß der Jacob zum Tagwerk nicht getrieben werden müsse und sich wohl darauf verstehe, eine gerade Furche zu ziehen, zu dem sei er kräftig und im besten Alter, nichtwahr, und der Vater könne sicher sein, daß es der Tochter schon würde rundum gut ergehen bei ihm und mit ihm da drüben. Dabei wischte er sich immer wieder verstohlen die feuchten Hände an die Hose.

Der Scholzbauer bedachte sich einen Moment. Im Grunde hatte er gewußt, warum der Miersch käme, im Grunde hatte er ihn erwartet, und er war ihm nicht unlieb. Er goß also noch einen Schnaps ein, und dann rief er die Johanna, die wohl schon vor der Türe gelauscht haben mußte, so schnell wie sie da war. Mit hochrotem Kopf trat sie ein und sie nickte nur, als der Vater sie fragte, dann tranken die beiden Männer und besprachen das Nötige.

Der Jacob schied mit Glück im Gesicht. Er hatte der Johanna noch einmal gegenübergestanden aufm Hofe, als er grad gehen wollte, und einen Moment hatte er ihre schönen warmen Hände festgehalten. Sie hatte den Druck erwidert und dann hatten sie irgendwas gestammelt alle beide, und aus'm Hals raus war ihnen das Blut in den Kopf gestiegen. Drauf lief Jacob gleich nach Staucha zurück, ob ihm nicht der Pfarrherr könne einen Brief schreiben an den Grundherrs, den ehrenwerten Herrn Rat von Schleinitz auf Ragewitz, daß er, Jacob Miersch, wolle heiraten, und ob der Herr Rat da möchte Einwände haben, und ob er ihm wohl aus diesem Anlaß eine Summe auf die kommende Ernte wolle vorschießen können ...

Nein, der Herzogliche Rat Wolf von Schleinitz auf Ragewitz hatte nichts einzuwenden, viel zu gut wußte er, daß es eine tüchtige Frau brauchte, wenn der Hof gedeihen solle, und mit der Jungfer Scholzin hatte der Miersch sicher gut gewählt. Der Herzogliche Rat war ein gebildeter Mann und kannte sich aus mit den Leuten. Der Scholzebauer wirtschaftete ebenso auf Schleinitzschem Besitz, wie der Miersch, und der Herr Rat wußte, daß beide seine, also die Schleinitzschen, Äcker im Griff hatten. Besser konnte also eine Verbindung gar nicht sein. Auch mit dem Geld fand er einen Weg: Er hatte nämlich selbst beim Domherrn Munck in Meißen eine Schuld stehen, sechs Florentiner allmal zu Michaelis. Er gab also dem Miersch die gewünschte Summe, und der Jacob zog sein Namenszeichen unter den Brief und würde dem ehrbaren Domherrn jeden Herbst sechs Gulden zahlen, die der – wie wir schon hörten – alsbald den Augustinern zu St. Afra verpfändete. So hat sich der Kreis geschlossen. Aber ich wollte ja von der Hochzeit erzählen.

Es war eine aufregende Zeit für Jacob Miersch.

Gleich am Sonntag darauf rief der Pfarrherr von der Kanzel das Aufgebot auf. Das ging noch mündlich damals, weil die Bauern ohnehin kaum lesen konnten, und als keine Einsprüche kamen und keine Ansprüche gemeldet wurden, wurde die Hochzeit festgesetzt auf Sonntag nach Bartholomäi, einen schönen sonnigen Sonntag Ende August.

Es war ein Tag von der Art, wie sie uns dieses Jahr schon viel zu viele beschert worden sind, aber zum Heiraten war er wie gemacht. Und als die Glocken nach Staucha zur Kirche riefen, stand der Jacob längst bereit, und wischte sich die feuchten Hände an die neue Hose. Anders als sonst, wenn beim Geläut die Gläubigen längst zum Gebet in der Kirche sich eingefunden, drängte sich das Volk auf dem Vorplatz. Strahlend gab der



Himmel zu allen Hoffnungen Anlaß. Mit dem letzten Glockenschlag trat der Pfarrherr in die Tür. Da löste sich auch der Jacob aus dem Schatten und trat hinzu. Der Scholzebauer brachte die Braut am Arm geführt. Mit einem Raunen teilte sich die Menge. Johanna trug einen weißen Schleier über der Hochzeitstracht, der sie bis übers ausladende Mieder verhüllte, das bei jedem Einatmen noch immer ausladender wurde, und die Johanna wurde gar nicht fertig mit dem Einatmen, als Jacob schließlich vor ihr stand. Ein grünes Kränzchen krönte das liebliche Bild, und dem Jacob schossen die Tränen ins Gesicht, weil er so was Schönes noch nie gesehen hatte. Er nahm sie bei der Hand. Der Pfarrherr segnete beide, dann schritt er ihnen voran in die Kirche hinein und geleitete sie, als das Volk herein und zur Ruhe gekommen, zum Altar:

*„Jacob Miersch“, sprach der Pfarrherr, „willst du Johanna Scholzin zum ehelichen Gemahl haben?“*

*„Ja“, sprach der Jacob so laut er konnte.*

*„Johanna, willst du Jacob Mierschen zum ehelichen Gemahl haben?“*

*„Ja“, hauchte Johanna so laut sie konnte.*

Dann ließ er sie einander die Trauringe geben und fügte ihre beiden rechten Hände zusammen und sprach:

*„Was Gott zusammenfüget, das soll der Mensch nicht scheiden.“*

Drauf hieß sie der Pfarrherr sich auf die schön geschmückten Brautstühle setzen und stand groß und herrlich vor ihnen.

*„Und Gott der Herr sprach“, sagte er dann: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die sich zu ihm halte. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen und er entschlief, und nahm seiner Rippen eine und schloß die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und bracht sie zu ihm. Da*

*sprach der Mensch: Das ist doch Bein von meinen Beinen, und Fleisch von meinem Fleisch. Man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist.*

*Darum wird ein Mann seinen Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch.“*

Dann stieg er zu weiterer Belehrung die Kanzel hinauf. Er spart mir den langen Erguß, nehmt nur ein paar wenige Worte des heiligen Mannes mit auf euren eigenen Weg, wenn euch das noch was nützt:

*„Weil ihr euch beide in den Ehestand begeben habt in Gottes Namen, so höret aufs erste das Gebot Gottes über diesen Stand.*

*So spricht S. Paulus:*

*Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleichwie Christus geliebet hat die Gemeinde, und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiliget.*

*Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben, wie ihren eigenen Leib. Wer sein Weib liebet, der liebt sich selbst. Denn Niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasst, sondern er nähret es und pfleget sein, gleichwie auch der Herr die Gemeinde.*

*Die Weiber sein unterthan ihren Männern als dem Herrn. Denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeinde, und er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeinde Christo ist unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen.“<sup>8</sup>*

Er sagte noch andere Dinge, und die Bauern und ihre Frauen blickten sich an und nickten ernst, ja, es ist gut, daß wir uns haben, daß wir zu zweit sind, ja, es ist gut, daß wir Kinder haben, die Kinder haben werden von Ewigkeit zu Ewigkeit, und die Frauen blickten zur Braut hin, die da saß in ihrem Glühen, bedachten ihr eigenes Schicksal dabei, drein sich zu schicken ihr Los ist, und ihre Augen feuchteten sich. Der Pfarrherr sprach lange und ernst, doch Johanna und Jacob in ihrer Aufregung

hörten weder seine Worte, noch konnten sie sie verstehen oder gar auffassen – sie sind ja schon für uns heute kaum mehr zu verstehen, und von *UNTERTAN* wollen wir zum Glück schon gleich gar nichts mehr wissen. Jacob griff derweil geredet wurde heimlich wieder nach Johannens Hand und drückte sie sanft, als wolle er sagen, nimm's nicht so schwer, ich bin dir gut, und sie erwiderte den Druck, und wieder stieg ihr vom Halse her die Röte ins Gesicht.

Die wich auch später nicht, die Röte, als sie alle im Hof an der großen Tafel saßen. Der Grundherr in seiner Güte hatte zum Geld noch ein Faß Bier spendiert, Jacob hatte geschlachtet, das Bier schmeckte zum Braten und am Nachmittag gab's Kuchen in Fülle. Nun sprach der Brautvater seinen Segen über die Beiden, und daß er auf den noch größeren Segen unseres guten Gottes hoffe und natürlich auf zahlreiche Nachkommenschaft, denn eine Generation wachse aus der anderen heraus, *von Ewigkeit zu Ewigkeit, bis an der Welt Ende*, und der Jacob wagte durch den Schleier hindurch schon mal einen Blick in Johannens Mieder, wo sich's unaufhörlich hob und senkte.

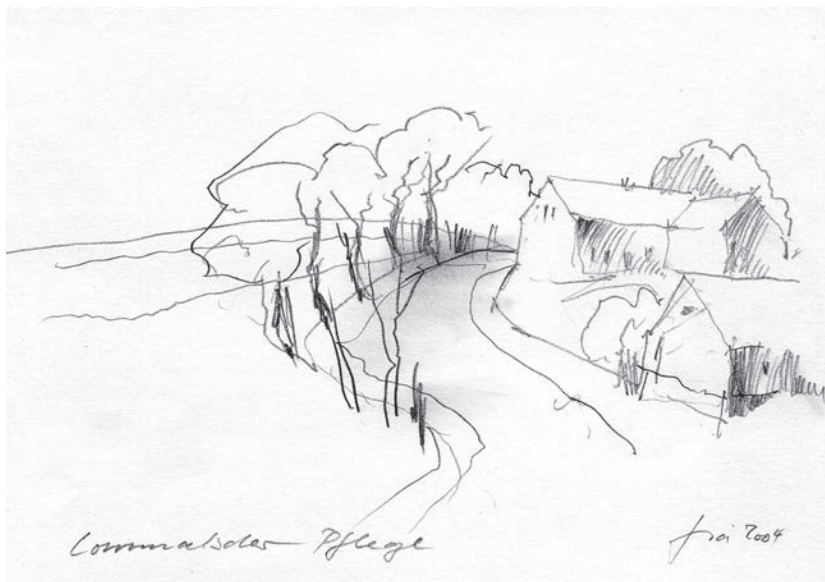
Dann wurde zum Tanz aufgespielt, die neubacknen Brautleute immer in der Mitte, sie würden einen schönen Kater in den Beinen haben anderntags, bei der ungewohnten Bewegung, und alles Volk tanzte umring und auf und nieder, dann gab's wieder Fleisch und nochmal Bier und wieder Tanz und ein Reigen gab den nächsten. Als aber die Dämmerung kam, da nahm die Johanna den grünen Kranz vom Kopf und warf ihn in die Runde zum Jubel der Mädchen, und die ihn fing, die wußte auch schon, wer da ihrer wartete, da können wir ganz sicher sein.

Nun aber galt es, wie es so schön hieß, *die Hochzeit zu vollziehen*. Unter dem Jubel aller nahm der Jacob seine Braut auf die Arme und trug sie über die Schwelle ins Haus hinein, das hin-

fort ihr Haus wäre, und dann schob er sie die Stiege zur Kammer hinan, wobei er ihr schon mal so kräftig mit beiden Händen ans Hinterteil ging, daß Johanna laut aufschrie, und beinahe wären sie alle beide rückwärts die Stiege wieder heruntergekullert. Unten trollte sich das Volk. Wer wußte, was oben nun folgte, strebte eilig nach Hause, es ihnen gleich zu tun, nicht wenige aber fanden sich in der Aufregung im Heu wieder, wo's so betörend duftete. So kam's, daß das Girren und Kichern aus der Kammer ein vielstimmiges Echo fand.

Da brachte der alte Miersch noch eine Flasche Wein aus'm Keller, und er schenkte dem Scholzebauern ein und sich selber natürlich und trank ihm zu und sagte, daß es so nun immer weiter gehen würde, *solang die Erde steht*, hatte der Pfarrherr gesagt.

Und noch eh ein Jahr vergangen war, brachte Johanna ein Knäblein zur Welt, das sie Wenzel nannten.



Wieder war Stille im Raum, eine gute, eine lächelnde Stille war's diesmal.

Ich griff zum Glase, nicht ohne auf dem Wege dahin, leicht über Sonjas Hand zu streichen.

„Und es ist weitergegangen“, klang es da vom Ende des grünen Sofas. Erschrocken blickten wir auf: Da saß ein Mensch, sagen wir, mittleren Alters, kräftige Statur, etwas angegraut, und blickte vergnügt in die Runde. Ich wußte genau: Der hatte dort erst nicht gesessen, konnte aber auch, so trocken wie er war, nicht von draußen hereingekommen sein. Wenn er aber nicht hereingekommen war, wo war er dann gewesen?

„Und es ist weitergegangen“, wiederholte er in unser Staunen hinein.

Der Schäfer fing sich als erster.

„Ja Uwe“, sagte er, „welches Wunder hat dich denn hier heringeweht?“

„Red' nicht so'n Zeug“, kam zur Antwort, „weißt du nicht, daß von uns immer einer dabei ist, wenn über diese Dinge gesprochen wird?“

„Ja – aber ...“

„Nichts aber – der Gottfried kann nicht mehr überall sein, schon gar nicht so schnell und bei dem Wetter – da übernehmen wir das.“

Auf ihn, auf Gottfried Bucher gehen doch diese Initiativen alle zurück, die letztlich auch zu diesem Fest geführt haben. Seine lebenslangen Forschungen zu den Familiengeschichten in der Lommatzcher Pflege sind die Grundlage auch für die Geschichten, die heute hier schon erzählt wurden. Seht mal, wenn der Gottfried zwölfmal Ur- vorm Großvater sagt, kommt er dorthin, wo diese Geschichten begannen, kommt er zu jenem Jacob Miersch, den du eben so schön falsch verheiratet hast.“

„Falsch? Was war daran falsch?“

„Du hast die Luthersche Liturgie zitiert, aber die gab's damals hier noch nicht – grade du solltest das wissen. Und außerdem hast du die Frau Johanna genannt, von der nicht mal der Gottfried weiß, wie sie hieß.“

„Aber gegeben hat es sie“, wehrte sich der Schäfer trotzig, „sonst gäb's weder den Gottfried, noch seine Forschungen – vielleicht gäb's nicht mal den Namen Lommatzscher Pflege.“

„Na, da übertreibe mal nicht.“

Aber wenn ihr noch Kraft habt, kann ich euch ja mal erzählen, was es mit dem Namen Wenzel auf sich hat und was mir der Gottfried über die zwölf *Uren* erzählte.“ Damit rückte der immer noch etwas Geheimnisvolle in unsere Mitte. Die Wirtin erneuerte die Getränke; und wir lauschten dem doppelten Wunder, welches darin bestand, daß einer sprach, der nicht da sein durfte, um einen anderen gegenwärtig zu machen, der nicht da sein konnte:

## Die Reihe

Die Geschichte hat natürlich nicht erst mit Jacob Miersch begonnen, aber er war der erste, durch den sie uns greifbar wurde. Wer sein Vater war, ist unbekannt, aber sicher war auch er – wie alle vor ihm – in einem der Lommatzscher Dörfer Bauer gewesen. Vermutlich hatte er Geschwister, die Mierschen waren alle sehr fruchtbar in den fünfhundert Jahren, aber auch das ist nicht mehr nachzuweisen. Sicher war er der jüngste seiner Brüder, denn der – und nicht der Älteste, wie später üblich – erbte, wie schon mehrfach anklang, den Hof. Er hatte sich dann auch um die alten Eltern zu kümmern. Wer Jacobs Ehefrau, die ihr so freimütig Johanna genannt habt, wirklich war, wie sie hieß und wo sie herkam, ist, wie gesagt, ebenfalls unbekannt. Auch, wie viele

Kinder sie und Jacob hatten, kann niemand mehr sagen, aber wir wissen, daß es einen Sohn gab, den sie Wenzel nannten.

Nach meinem Gefühl – aber vielleicht stimmt ja mit meinem Gefühl etwas nicht – hat es mit diesem Namen eine besondere Bewandtnis.

Es kann nämlich vermutet werden, daß auf dem Lommatz-scher Stadthügel lange vor der eigentlichen Stadtgründung neben dem überregionalen Viehmarkt eine temporäre heidnische Kultstätte bestand, an der sich zu bestimmten Zeiten im Jahr das Volk – oder auch nur eine ausgewählte Priesterschaft – versammelte, um das Paltzschener Orakel zu entgegenezunehmen. Nach der Einführung des Christentums wurde dort vermutlich schon im zehnten Jahrhundert, ja sogar noch unter König Heinrich, eine Kapelle errichtet und dem heiligen Wenzel gewidmet. Wenzel, dessen Namen ja die Lommatz-scher Kirche heute noch trägt, war ein böhmischer Märtyrer gewesen, und in der Wahl dieses Patrons kann auch eine heimliche Opposition der sorbischen *Ureinwohner* gegen die deutsche Herrschaft gesehen werden.

Wenn nun Jacob seinen Sohn Wenzel genannt hat, könnte das heißen, daß er sich nicht nur als Nachkomme der daleminzischen Bauernschaft sah, sondern diese Tradition auch weiterleben und weitergeben wollte. Nun, wir können ihn nicht mehr fragen, und wer sich in historischen Fragen allein auf sein Gefühl verläßt, begibt sich auf ein ganz dünnes Eis. Doch, ohne Gefühl kommen wir der menschlichen Seele nun mal nicht näher. Und um die geht's uns ja auch immer ein bißchen, oder?

Ohne Gefühl hätte Jacob gar nicht erst geheiratet, und daß auch einer seiner Enkel den Namen Wenzel trug zeigt doch, daß in dem Namen mehr steckt, als nur ein schöner Klang.

Nun aber erzähl ich's euch wörtlich so, als wär's Gottfried selber:

Gegen Ende des Jahrhunderts, heiratete Wenzel der Jüngere, also der Enkel von Johanna und Jacob, eine Frau Anna. Mit beider Tochter Margarethe springen wir schon ins siebzehnte Jahrhundert. Margarethe ehelichte im November 1610 den Bauern Martin Thamm aus Berntitz. In jenem Jahr begann die Stadt Lommatzsch, an ihren vier Stadttoren einen *Torpfennig* zu erheben – also *Eintritt* zu nehmen. Für die Bauern war das insofern von Bedeutung, als sie zahlen mußten, wenn sie zum Markte wollten, um zu verkaufen oder zu kaufen. In den knapp hundert Jahren, die seit der Hochzeit von Jacob und Johanna vergangen waren, war in der Stadt das große Rathaus gebaut worden. Mehrfach hatte die Pest von den Städten aus auch auf die Dörfer übergegriffen. Immer wieder hatten Kriege gedroht.

Als dann Hans Thamm, Margarethes und Martins Sohn, im Februar 1641 die Nachbarin Martha Claus heiratete, zogen die Söldnerscharen des Dreißigjährigen Krieges durch die Dörfer.

Hans Thamm starb gut ein Jahr nach der Geburt des Sohnes Martin, der, als es Zeit war, ins Brauschänkengut von Ober-  
toppschädel einheiratete.<sup>9</sup> Das ist eine von vielleicht zehn Gastwirtschaften in meinem Stammbaum, wobei bis ins vergangene Jahrhundert hinein alle Gastwirte gleichzeitig Landwirte waren. Seine Frau Maria Thamm, geborene Wackwitz, schenkte ihm wieder eine Maria, die ihrerseits 1688 den Bauern Georg Paniz aus Dennschütz heiratete. Mit erneutem Namenswechsel geht es im nächsten Jahrhundert weiter: die 1704 geborene Dorothea Paniz heiratete neuzehnjährig den Hüfner Martin Junghanß aus Pröditz. Bis aber beider Enkelin Anna Regina Junghanß schließlich 1785 den Hüfner Johann Gottfried Fiedler heiraten konnte, galt es, mehrere Kriege zu überstehen und die große Hungersnot von 1771, als wegen großer Nässe das Getreide knapp wurde. In der Folge gewann die Kartoffel größere Bedeutung als

Volksnahrungsmittel. Noch heute erfreuen sich ja die Kartoffeln aus der Lommatzscher Pflege besonderer Beliebtheit.

Abermals hundert Jahre später ging Anna Reginas Urenkelin Cora Fiedler mit dem Zigarrenfabrikanten Otto Schuster aus Meißen die Ehe ein. Sie wurde später meine Großmutter.

Großvater Schuster war der erste in meiner Ahnenreihe, der kein Landwirt war. Auch mein Vater, der Kaufmann Arno Bucher aus Taubenheim, hatte keine direkte Verbindung zur Landwirtschaft.

Mich aber hat es wieder zur Landwirtschaft gezogen. Um freilich als Bauer auf eigenem Hofe wirtschaften zu können, dazu fehlten die Voraussetzungen. So wurde ich Lehrer. Ich habe an der Landwirtschaftlichen Oberschule in Mischütz bei Döbeln begonnen – mit den ersten Schülern dort gibt's heute noch Kontakte, die waren ja anfangs kaum jünger als ich. Schließlich war ich viele Jahre an der LPG-Hochschule in Meißen. Dort war ich auch für Kultur zuständig, das kam meinen heimatkundlichen Interessen sehr entgegen.

Ich bin in meiner Linie der letzte Landwirt. Bauern im früheren Sinne gibt's ja ohnehin nicht mehr. Und wo es früher zwanzig oder gar vierzig Leute brauchte für Saat und Ernte, werden heut nur noch zwei oder drei gebraucht.

Aber zurück zum Thema:

Miersch, Thamm, Junghanß, Fiedler, Schuster, Bucher – Grauswitz, Berntitz, Obertoppschädel, Dennschütz, Pröda, Roitzsch, Taubenheim, Meißen – das sind Namen und Orte nur einer der Linien, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart führen. Zählen wir die Namen und Orte der zahlreichen Verzweigungen hinzu und bedenken wir ferner, daß dieses Geflecht noch einmal so weit ins Mittelalter hineinreicht, können wir getrost annehmen, daß ich mit fast allen altansässigen Bauern hier in

der Lommatzscher Pflege verwandt bin. Und die alle sind es natürlich mit mir. Ja, mehr noch, es ist sogar möglich, daß findige Wissenschaftler eines Tages über genetische Untersuchungen Verbindungen bis ins Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris feststellen werden, dorthin also, wo vor mehr als zehntausend Jahren die bäuerliche Wirtschaftsweise ihren Anfang genommen hatte. Aber vorerst genügt es mir, wenn wir uns hier in der Lommatzscher Pflege allein durch die letzten fünfhundert Jahre verbunden fühlen – als eine große Familie.

Der Geheimnisvolle hielt inne um einen Schluck zu trinken.

„Ich hoffe froh, daß der Gottfried das Fest noch erleben kann“, sagt er dann.

„Da hab ich keine Sorge“, sagte die Wirtin, „so fest, wie der noch im Leben steht!“ Dann aber lachte sie:

„Oha, alle miteinander verwandt – da ist so ein Fest vielleicht eine Gelegenheit, mal ein wenig frisches Blut hereinzubringen.“

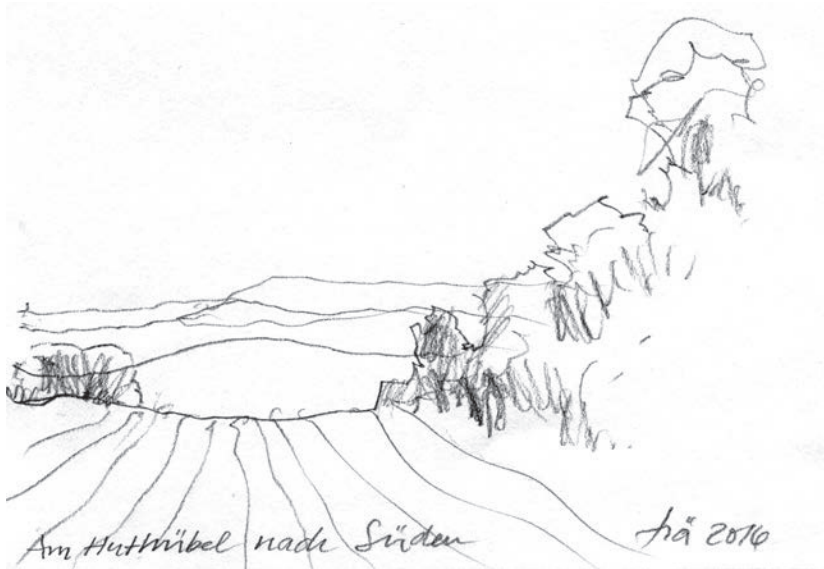
„Das bleibt zum Glück nicht aus“, entgegnete Uwe, der mit der Erzählung nun doch in die Gemeinschaft hineingewachsen war, „das ist übrigens immer so gewesen. Immer sind welche weggegangen, immer sind andere neu hinzugekommen. Da hat niemals jemand die Absicht gehabt, eine Mauer um die Pflege zu bauen. Wer auch immer hier leben wollte, hat dafür hart arbeiten müssen. *Pflegen heißt verbessern*, sagt der Gottfried immer. Der Boden verspricht Reichtum, aber ohne Fleiß ist der selbst bei der intensivsten Wirtschaftsweise nicht zu haben. Das war schon immer so, und das wird auch so bleiben, wie es die alten Bauern wußten und wie's geschrieben steht: *So lang die Erde steht, sollen nicht aufhören Sommer und Winter, Tag und Nacht*. Und so lange auch werden unsere Äcker nicht aufhören, Frucht zu tragen und uns zu ernähren.“

„Na, darfs noch ein Gläschen sein?“

Die aufmerksam mitfühlende Frage der Wirtin holte mich ins Leben zurück. Ein milder Wind lag in der alten Eßkastanie und entriß ihr die ersten trockenen Blätter. Auch ein paar frühe kleine grüne Igel rollten über die Terrasse. Ehern wie vor tausend Jahren wachte auf seinen Stab gestützt der Schäfer über das zufriedene Malmen seiner Herde. Die Erde war trocken ringsum. Der Regen war genauso in meinem Traum geblieben wie Uwe, der geheimnisvolle Gast, der uns den Senior Gottfried Bucher und seinen zwölffachen Urgroßvater Jacob Miersch zuletzt so nahegebracht hatte.

Ich trank einen Schluck und dann vermutlich noch einen, und dann hatte sie mich wieder, die schöne Wirklichkeit der Lomatzscher Pflege.

Ich wäre ja so gerne noch geblieben, doch irgendwann fuhr irgendwo ein Bus.



## Nachtrag

Das Geschichte(n)–erzählen kann auf vielerlei Weise geschehen. Wer wissen will, welchen Hintergrund meine Geschichten haben, sei auf folgende Literatur verwiesen:

Blaschke, Karlheinz: Geschichte Sachsens im Mittelalter, Berlin 1990

Donath, Matthias (Hrsg.): Grabmonumente im Dom zu Meißen, Leipzig 2004

Heynowski, Ronald und Rober Reiß (Red.): Ur- und Frühgeschichte Sachsens. Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen, Leipzig und Dresden 2010

Miersch, Arndt: 400 Jahre Geschichte des Stammes Miersch, in: Grauswitz, Altsattel, Paltzschen, Präbschütz, Leisnig und Dresden 1934

Örtel, Dr. Friedrich Maximilian: Das Münster der Augustiner Chorherren zu St. Afra in Meißen ... Leipzig 1842

Schlesinger, Walter (Hrsg.): Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Sachsen. Stuttgart 1990 [1965]

Spehr, Reinhard: Gana – Paltzschen – Zehren. Eine archäologisch-historische Wanderung durch das Lommatzscher Land, Dresden 2011

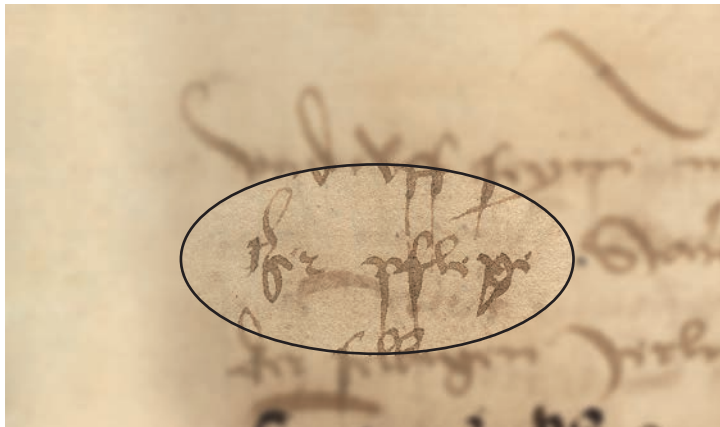
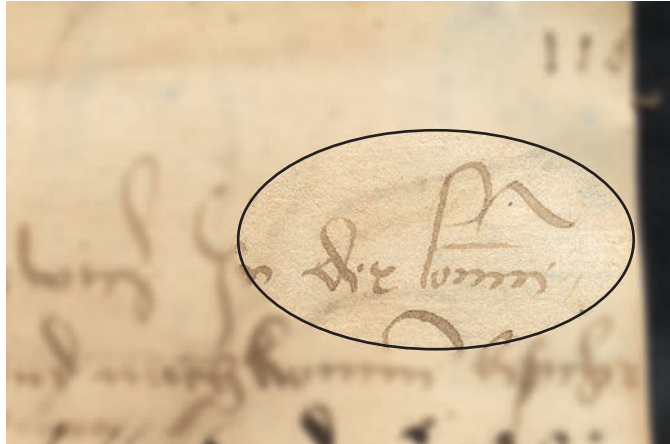
(Hier finden sich zusätzlich zu der für diese Erzählung genutzten Literatur auch all jene Forscher zitiert, die sich seit Jahrhunderten mit der Geschichte und den Geschichten aus der Lommatzscher Pflege beschäftigt haben.)

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Spehr, Reinhard: Gana – Paltzschen – Zehren. Eine archäologisch-historische Wanderung durch das Lommatzscher Land, Dresden 2011.
- <sup>2</sup> Blaschke, Karlheinz: Geschichte Sachsens im Mittelalter, Berlin 1990, S. 57ff.
- <sup>3</sup> Vgl. Abb. S. 49/50
- <sup>4</sup> Blaschke, Karlheinz: ebenda S. 269
- <sup>5</sup> Zitiert nach: Trautmann, Otto, Das Ostravorwerk, Dresden 1918
- <sup>6</sup> Besonders guter und teurer Wein (deswegen „Königswein“ genannt) der im 15./16. Jhd. über Venedig aus dem Mittelmeerraum importiert wurde.
- <sup>7</sup> Zitiert nach: Gersdorf, E. G. (Hrsg.): Urkundenbuch der Stadt Meißen und ihrer Klöster, Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, IV. Band, Leipzig 1873 und im Sinne der Erzählung leicht abgewandelt.
- <sup>8</sup> Zitiert nach: Luthers Traübüchlein für die einfältigen Pfarrherrn von 1529
- <sup>9</sup> Obertoppschädel: bereits vor 1875 nach Choren eingemeindet, gehört heute als Teil der Gemeinde Mochau zur Stadt Döbeln







Details aus der Stiftungsurkunde vom 1. September 1517:  
 „... Lommetzer pflege ...“

Quelle S.49/50: SLUB/Deutsche Fotothek